

Kate Winslet ermittelt

Das US-Fernsehen liebt Kleinstadtstories. In Serien-Käffern wie Twin Peaks, Riverdale oder Hawkins leben merkwürdige Menschen, die harmlos wirken, aber dunkle Geheimnisse haben. Auch die grandiose Miniserie „Mare of Easttown“ erzählt so eine Kleinstadtgeschichte. Doch Easttown, Pennsylvania, war vielleicht vor 20 Jahren einmal schrullig, als Mare Sheehan (Kate Winslet) noch keine verbitterte Kriminalpolizistin war, deren Familie auseinanderbricht, sondern Star des Basketballteams. Jetzt ist die Stadt das Zuhause der Verbitterten und Frustrierten. Jeder scheint hier auf irgendwen wütend zu sein. Nur ein High-School-Mädchen nicht, obwohl es allen Grund dazu hätte, weil ihr Ex-Freund und ihr Vater sie wie Dreck behandeln. Und natürlich ist es sie, die bereits am Ende der ersten Episode sterben muss. *gun*



Mare of Easttown
Die sechsteilige Miniserie ist von diesem Freitag an bei Sky verfügbar.

Landesbibliothek

Aiga Rasch und die Drei ???

1968, vier Jahre nach dem Start in den USA, hatte der Stuttgarter Kosmos-Verlag das erste Abenteuer der Detektive Justus Jonas, Peter Shaw und Bob Andrews unter dem Titel „Die drei ???“ und das Gespensterschloss“ herausgegeben, im Jubiläumsjahr 2018 erschien der 200. Band. Rocky Beach, der fiktive kalifornische Ort, an dem die Detektive ermitteln, hat mehr mit Stuttgart zu tun, als man ahnt. „Von Stuttgart nach Rocky Beach“ heißt daher die Ausstellung, die die Landesbibliothek Stuttgart eingerichtet hat.

Zu sehen ist sie, sobald die Inzidenzzahlen eine Öffnung erlauben. Gewidmet ist sie der Illustratorin Aiga Rasch, die den Büchern der „Die drei ???“ ihr markantes Erscheinung gab: schwarzer Rahmen, plakativ-farbstarke Bild und drei Fragezeichen in weiß-rot-blau. Aiga Rasch ersann nicht nur das markante Layout, sondern gestaltete zu jedem Band ein geheimnisvolles Titelbild. Insgesamt gestaltete sie für den Kosmos-Verlag 89 Cover für „Die drei ???“, bis heute wird das Grundlayout weiterverwendet. Die hier geborene Grafikerin (1941-2009), wäre in diesem Juli 80 Jahre alt geworden. Die Schau zeigt mit Skizzen, Entwürfen, Originalzeichnungen, wie die einzelnen Titelmotive entstanden und was den assoziativen Stil Aiga Raschs ausmachte. *ak*

Termine und Anmeldung unter www.wlb-stuttgart.de

Schauspiel

Theater in Stuttgart: live und draußen

Noch ist nicht klar, wann man den Schauspielern wieder im Theater beim Spielen zuschauen kann. Zumindest aus sicherer Position heraus – im Auto sitzend – ist es schon möglich. Die Gruppe Lokstoff spielt das Stück Vorher/Nachher – die Verwandlung der Welt. Ein Auto-Theater im Parkhaus frei nach Franz Kafka“ wieder im Breuninger-Parkhaus. Die ersten Vorstellungen für bis zu drei Personen und maximal 20 Autos waren sofort ausverkauft. Auf der Homepage: www.lokstoff.com gibt es für 21. und 22. Juni Karten.

Das Premierendatum 10. Juli, 20.30 Uhr, steht schon fest für „Stuttgarts Comedian Harmonists“ unter freiem Himmel im Rosengarten des Hospitalhofs. Gespielt wird täglich bis 17. Juli (außer 13. Juli). Für die Produktion des Alten Schauspielhauses gibt es Karten unter 0711 / 22 77 00 und unter www.schauspielbuehnen.de *StN*

Ballett

Cranko-Schüler gewinnt Wettbewerb

Danil Zinovyev, Schüler an der Akademie der Cranko-Schule, hat den ersten Preis des Ballettwettbewerbs Grand Prix Kiev gewonnen. In der Jury saß unter anderen der ehemalige Stuttgarter Solist Vladimir Malakhov. Der Wettbewerb fand in diesem Jahr online statt, der Stuttgarter Teilnehmer überzeugte auch mit einem zeitgenössischen Solo, das sein Mitschüler Joshua Green für ihn choreografiert hatte. Nach Abschluss seiner Ausbildung wird er in Russland geborene und in den USA aufgewachsene Danil Zinovyev, der seit 2017 an der Cranko-Schule ist, vom Stuttgarter Ballett mit Beginn der Spielzeit 2021/2022 als Eleve übernommen. *ak*

Wer ist wirklich weiß? Wer wirklich schwarz?

Ursprünglich war der Wunsch nach einer klaren Identität verbunden mit dem Kampf um mehr Gleichberechtigung in der Gesellschaft. Doch längst ist daraus ein Kampf um Eindeutigkeit geworden, der die offene Gesellschaft bedroht. Ein Essay. *Von Jörg Scheller*

Kürzlich veröffentlichte die Kulturwissenschaftlerin Mithu Sanyal ihr Romandebüt „Identitti“. Das brillante Buch handelt von den Wirren heutiger Identitätspolitik; davon, wie schwierig es ist, „Identität“ überhaupt zu definieren. Die Geschichte von Nivedita, einer deutschen Studentin mit polnisch-indischen Wurzeln, und Sariswati, einer weißen, deutschen Professorin, die sich jahrelang als „Person of Color“ ausgibt, zeigt, dass Identität zum Minenfeld geworden ist. Wer sind wir? Wer können wir werden? Wer dürfen wir sein? Dabei sollte Identität uns doch Gewissheit verschaffen!

Ist Identität bei Sanyal Gegenstand offener und kontroverser Diskussionen, so war es im Deutschland der Nachkriegszeit lange Zeit ziemlich still um Identität. Hatten die Nazis nicht blutige Identitätskulte betrieben? Besser also, man gewichtete Identität nicht zu stark. Menschen anhand von Hautfarbe, Herkunft oder sexueller Orientierung zu klassifizieren oder gar zu bewerten galt nach der Befreiung vom NS-Regime als reaktionär. Zumindest in der Theorie, versteht sich.

Der prominenteste deutsche Philosoph der Nachkriegszeit Theodor W. Adorno verfocht wortgewaltig das „Nichtidentische“ und warnte vor der Gleichsetzung von Begriff und Sache, Sein und Denken. Auch die postmoderne Theorie der 1970er und 80er Jahre kritisierte starke Identitätsvorstellungen. Der Philosoph Gianni Vattimo lobte das „schwache Subjekt“, der Ideenhistoriker Michel Foucault den „glücklichen Schwebezustand einer Nichtidentität“.

Heute sieht das anders aus. Von den USA aus hat sich auch hierzulande ein neues Denken in starken Identitätskategorien verbreitet. Gemeint ist die „Identitätspolitik“ linksprogressiver US-Aktivistinnen, die sich wiederum mit der aktuellen Renaissance rechter Identitätsvorstellungen konfrontiert sieht.

Unternehmen sehen in vielen Identitätsgruppen nur Konsumenten.

Das Konzept der Identitätspolitik entstand in den 1970er Jahren als „unvermeidliche Reaktion auf Ungerechtigkeiten“, wie der Politikwissenschaftler Francis Fukuyama anerkennend bemerkt. Es sollte auf die besondere Situation von Minderheiten wie schwarzen lesbischen Frauen aufmerksam machen. Anstatt von der abstrakten Menschheit auf konkrete Menschen zu schließen, gingen Gruppen wie das Combahee River Collective umgekehrt vor: Sie kämpften für die Anerkennung konkreter, marginalisierter Gruppen, auf dass eine offenere, gerechtere Menschheit entstehe.

Dafür, so die Überlegung, mussten Identitäten erst einmal benannt und stolz repräsentiert werden, sei es mit Blick auf sexuelle Orientierungen, nonkonformistische Lebensstile, buchstäbliche oder metaphorische Hautfarben. „Strategischen Essentialismus“ nannten die Aktivistinnen das. Dieses Vorgehen hat erfolgreich den Marsch durch die Institutionen absolviert, erhält mittlerweile Unterstützung von NGOs, Konzernen oder Parteien, und wird in Diversity-Schulungen eingesetzt. Man identifiziert, kategorisiert, kommuniziert, ob Genderrollen, Hautfarben, Herkunft, in der Hoffnung, dass das Besondere normalisiert werde. Aber wird es das?



Dass Nichtwissen verbindet, führt etwa der Philosoph John Rawls aus. Foto: imago/Westend61

Je eindeutiger Identitäten werden, desto einfacher können sie gegeneinander ausgespielt werden. Und mittlerweile sind wir sehr gut, vielleicht zu gut im Identifizieren. Wir tun es unablässig, in den sozialen Medien, in Umfragen, auf Dating-Plattformen, im Aktivismus, in der Politik. Nicht zuletzt wollen Unternehmen möglichst viele Identitätsgruppen konstruieren, um möglichst viele neue Konsumentengruppen zu schaffen. Im Zuge all dessen macht sich der Glaube breit, man könne tatsächlich eine Identität haben, die nicht widersprüchlich ist. Wo gerade noch kritische Analyse der eigenen Identität war, wächst die Illusion eindeutiger Gruppenzugehörigkeit. Das ist gefährlich.

NEUES BUCH ZUM STREITTHEMA

Autor Jörg Scheller (42) ist Professor für Kunstgeschichte an der Zürcher Hochschule der Künste, Journalist und Musiker. Alle vier Wochen verfasst er die StZ-Samstagskolumne „Die Kunst und alles andere“.



Buch Am 28. Mai erscheint „Identität im Zwielicht. Perspektiven für eine offene Gesellschaft“ (Claudius-Verlag, 208 Seiten 18 Euro).



In seinem Buch „Die Identitätsfalle. Warum es keinen Krieg der Kulturen gibt“ betont Amartya Sen, der Träger des Nobelpreises für Wirtschaftswissenschaften, eine Person könne „gänzlich widerspruchsfrei amerikanische Bürgerin, von karibischer Herkunft, mit afrikanischen Vorfahren, Christin, Liberale, Frau, Vegetarierin, Langstreckenläuferin, Historikerin, Lehrerin, Romanautorin, Feministin, Heterosexuelle, Verfechterin der Rechte von Schwulen und Lesben, Theaterliebhaberin, Umweltschützerin, Tennisfan, Jazzmusikerin und der tiefen Überzeugung sein, dass es im All intelligente Wesen gibt, mit denen man sich ganz dringend verständigen muß (vorzugsweise auf englisch)“.

Genau so ist es. Und wenn etwa Rassisten Menschen in Entweder-oder-Kategorien wie „schwarz“ oder „weiß“ einstufen, können sie nie sagen, wo das eine beginnt, das andere endet. Wer ist „wirklich“ weiß? Wer „noch“ weiß? Wer „wirklich“ schwarz?

Wer „noch“ schwarz? Und was ist eigentlich mit „mixed race“? Man mag sich mit Schrecken daran erinnern, wie im Vorfeld der US-amerikanischen Präsidentschaftswahl 2008 diskutiert wurde, ob Barack Obama „schwarz genug“ sei. Manche bezeichneten ihn abschätzig als „Kokosnuss“ – außen schwarz, innen weiß.

Adorno hatte recht: Es ist eine Illusion zu glauben, Begriff und Sache, Sein und Denken könnten identisch sein. Selbst wenn wir mehrere Tausend Kategorien von Gender oder „Race“ ersinnen – die Wirklichkeit in ihrer eigensinnigen Mannigfaltigkeit erfassen wir damit nicht, ja wir wiegen uns in falscher Sicherheit. Denn je mehr Identitätsmerkmale bekannt und benannt sind, desto mehr Unbestimmtheitsstellen existieren, was die Beziehungen zwischen ihnen betrifft. Wie verhält sich die Hautfarbe zum Einkommen, wie das Einkommen zum Geschlecht, wie das Geschlecht zur Bildung, wie die Bildung zu Genen, wie die Gene zur Religion, wie die Religion zur Kultur, wie die Kultur zur Ideologie? Mit dem – angeblichen – Wissen wächst das Nicht-Wissen exponentiell.

In seiner Theorie der Gerechtigkeit setzte der Philosoph John Rawls deshalb einen „Schleier des Nichtwissens“ als Bedingung der Möglichkeit für eine gerechte Gesellschaft voraus. Für Rawls war eine Konzeption nur dann gerecht, wenn sie sich nicht nur auf die Faktizität dessen bezieht, was wir sind. Sondern auch auf die Potenzialität dessen, was wir sein könnten. Gewissheit ob der eigenen Identität ist wichtig, macht uns aber nicht zu gerechten Menschen.

Dafür braucht es die Fähigkeit, uns als Andere zu imaginieren. Genau das scheint uns immer schwerer zu fallen, je emsiger wir unsere Identitäten zementieren. Da träumt man von einer friedlichen Welt ohne Grenzen und vermag es schon als Innenstädter nicht, die politische Haltung eines Bauern nachzuvollziehen, der ein paar Kilometer weit entfernt wohnt. Für manche Linke leben die Liberalen von nebenan auf einem anderen Planeten, während Rechtsradikale immer schon auf eherne Identitätsbegriffe angewiesen sind, da ihr fragiles Selbstbild ohne starkes Feindbild zusammenbrechen würde.

Nur wer imstande ist, die eigene Identität temporär, zumindest spielerisch aufzugeben und einen Urzustand zu imaginieren, in welchem alle Menschen ihre eigene Identität nicht kennen, kann identitäten-übergreifende Gerechtigkeitsvorstellungen entwickeln. Hier berührt Rawls' Philosophie das Offene und Spielerische des Ästhetischen. Wissen ist Macht. Aber Macht hat eine brisante Eigendynamik. Nichtwissen, Ästhetik und Vorstellungskraft können helfen, Räume zu öffnen und uns mit Anderen zu vernetzen. Eine Kultur der Identifikation ohne das Korrektiv der Imagination ist eine fantasielose, klostrophobische Kultur. Unter den Schleiern des Nichtwissens und des Nichtidentischen können Menschen kommunizieren, die sich im grellen Licht der Identität bekriegen würden.

da noch Morgans genau gleichaltriger Freund Eric, aus dessen Perspektive Meredith Russo ebenfalls erzählt, um die Verwirrung jugendlicher Gefühle in ihrer ganzen Komplexität zu erfassen. „Eine Jugendliebe“ gibt sich das Buch auf dem Cover als Genre mit auf den Weg; auf sechs Stationen begleitet Meredith Russo die beiden Freunde jeweils an ihren Geburtstagen und beginnend mit dem 13. durch ein Gefühlschaos. Sie begreifen dabei, dass sie sich von den Vorgaben, die Körper und Gesellschaft machen, befreien müssen. Meredith Russo macht klar, dass der chirurgische Blick auf Transgender-Menschen nicht hilft. „Ich verkörpere doch kein medizinisches Problem oder einen Haufen zusammengestoppelter Teile. Ich bin ein Mensch“, denkt Morgan und sagt, mit der Schnippschnapp-Geste konfrontiert: „Es ist komplizierter. Und ich weiß gar nicht, ob mir ausgerechnet das so wichtig ist.“ Was wirklich zählt, das zeigt Meredith Russo in einem spannenden Setting.

Voll das Gefühlschaos!

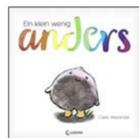
Erwachsen werden in einem Körper, der sich falsch anfühlt? Zwei Bücher machen Mut, zu sich selbst zu finden. *Von Andrea Kachelrieß*

Das Zusammenleben vieler könnte so schön und einfach sein wie im neuen Bilderbuch von Claire Alexander. „Ein klein wenig anders“ heißt es, die britische Illustratorin lässt darin eine Reihe grauer Luftballonmännchen gemeinsam schwarze Rauchwolken in die Luft blasen. Eines hat allerdings erst La-dehemmung, dann steigt eine regenbogenfarbene Wolke aus seinem Schlund auf. Abartig oder einzigartig? Der grauen Masse ist das auf jeden Fall zu anders, sie mault und lässt den Sonderling allein zurück. Bis zum Happy End haben in Claire Alexanders schlichter, aber umso eindringlicher inszenierter Geschichte zum Glück alle verstanden, dass anders schön sein kann – und jeder eine eigene Farbe besitzt.

Im echten Leben ist für junge Menschen die Entdeckung, dass über ihnen eine bunt schillernde Wolke hängt, der Beginn eines schmerzhaften Weges und ein Happy End nicht garantiert. Einfach und schön geht anders. Die amerikanische Jugendbuchautorin Meredith Russo erzählt in ihrem neuen Roman „Birthday“

mit enormer Einfühlsamkeit und verblüffender Dramaturgie von einem solchen Coming-out. Der Vorwurf, da springe jemand auf das gerade aktuelle Transgender-Thema auf, zieht nicht: Dass Russo aus der eigenen Perspektive erzählte, machte bereits 2016 ihr Debüt „Als ich Amanda wurde“ zur echten Bereicherung und warb für eine neue Offenheit im Umgang mit diesem Thema.

Das Zurechtfinden in einem sich verändernden, nicht mehr kindlichen Körper, die erste Liebe, die Suche nach seinem Platz in der Welt: Der Weg von der Jugend ins Erwachsenenalter ist an sich schon eine Achterbahnfahrt der Gefühle. Wie zusätzlich verwirrend die emotionale Situation für jemanden ist, der meint, im falschen Körper zu stecken, macht Meredith Russos neuer Held Morgan eindrück-



Claire Alexander: Ein klein wenig anders. Aus dem Englischen von Isabel Abedi. Loewe, 32 Seiten. 14 Euro. Ab 4

lich nachvollziehbar. „Zeitweise habe ich meine seltsamen Gefühle unter Kontrolle“, sinniert Morgan an seinem 14. Geburtstag. „Doch jedes Mal wenn ich darüber nachdenke, dass ich in diesem Körper älter werden muss, fühle ich mich wie in dem Film mit Tom Cruise, in dem die Vampire in einem Minenschacht feststecken und zusehen, wie der Sonnenschein Zentimeter um Zentimeter näher rückt.“

Dass sich Morgan rechtzeitig in Sicherheit bringen kann, dass er sogar erhobenen Hauptes an seinem 18. Geburtstag als Heldin aus dem Drama der eigenen Ich-Findung einigermaßen unbeschadet hervorgeht, ist nicht selbstverständlich. Umso weniger, da Russos Roman in einer verschlafenen Kleinstadt in den Bergen bei Nashville spielt; hier, wo bereits Homosexualität eine Bürde ist, herrschen klare Vorstellungen von Männlichkeit. Morgan, dessen Vater die Fußballmannschaft der Schule trainiert, versucht erst dem Druck standzuhalten, dann gibt er nach und testet den Mann in sich bis an die Grenze aus, an der er zusammenbricht – und den Neuanfang wagt.

Möglich wird das Happy End nur, weil ein Vater im Spiel ist, dem die Beziehung zu seinem Kind, egal welches Geschlecht es nun hat, nach dem frühen Tod von Morgans Mutter Halt gibt. Und dann ist

da noch Morgans genau gleichaltriger Freund Eric, aus dessen Perspektive Meredith Russo ebenfalls erzählt, um die Verwirrung jugendlicher Gefühle in ihrer ganzen Komplexität zu erfassen.

„Eine Jugendliebe“ gibt sich das Buch auf dem Cover als Genre mit auf den Weg; auf sechs Stationen begleitet Meredith Russo die beiden Freunde jeweils an ihren Geburtstagen und beginnend mit dem 13. durch ein Gefühlschaos. Sie begreifen dabei, dass sie sich von den Vorgaben, die Körper und Gesellschaft machen, befreien müssen. Meredith Russo macht klar, dass der chirurgische Blick auf Transgender-Menschen nicht hilft.

„Ich verkörpere doch kein medizinisches Problem oder einen Haufen zusammengestoppelter Teile. Ich bin ein Mensch“, denkt Morgan und sagt, mit der Schnippschnapp-Geste konfrontiert: „Es ist komplizierter. Und ich weiß gar nicht, ob mir ausgerechnet das so wichtig ist.“ Was wirklich zählt, das zeigt Meredith Russo in einem spannenden Setting.



Meredith Russo: Birthday – Eine Liebesgeschichte. Aus dem Amerikanischen von Anne Brauner und Susanne Klein. Loewe, 320 Seiten. 16,95 Euro. Ab 14